

Weit mehr als das Übertragen von Wörtern

Die Freiheitsstadt Offenburg ist der Ort der 14. Baden-Württembergischen Übersetzertage. Das passt, denn Übersetzen hat viel mit Freiheit zu tun, wurde bei der Eröffnung deutlich.

■ Von Julia Göpfert

OFFENBURG Texte zu übersetzen, heiße zugleich zu anderen Ufern, Welten überzusetzen, erklärte Offenburgs Bürgermeister Hans-Peter Kopp bei der Eröffnung der Übersetzertage. Übersetzer seien es, die den Menschen das ermöglichen. In der Antike seien diejenigen, die zwischen den Welten übersetzten – wie etwa der Fährmann Charon – von einer mythischen Aura umgeben gewesen. Deshalb passe das Übersetzen gut zu Offenburg, die als Freiheitsstadt auch ein mythischer Hauch umwehe.

„Literatur zu übersetzen, heißt, nicht nur Texte in einer anderen Sprache wiederzugeben, sondern auch aus anderen Kulturen in unsere Sprache zu übertragen“, erklärte Ariane Limberg in ihrem Grußwort im Namen des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst. Denn um sich in anderen Sprachen so gut auszudrücken zu können wie in seiner eigenen, müsste man nicht nur die Vokabeln und die Grammatik beherrschen, sondern auch die Nuancen, die zwischen den Wörtern mitschwingen. Die Aufgabe der Übersetzer sei es „so zu vermitteln, dass wir so mitgerissen werden wie in unserer Muttersprache“, sagte sie. „Was für eine Leistung.“

Um diese Leistung sichtbar zu machen, seien vor 27 Jahren die Übersetzertage ins Leben gerufen worden, erklärte Beate Frauenschuh, Präsidentin des ausrichtenden Freundeskreises zur Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen. Übersetzerinnen und Übersetzer führten einen jahrzehntelangen Kampf um Würdigung, Sichtbarkeit und gerechte Bezahlung, der schon bei der Urheber-



Milena Bös (links) und Patricia Klobusiczky diskutierten bei den Übersetzertagen in Offenburg über Kolonialismus, sensitive reading und das Übersetzen.

FOTO: JULIA GÖPFERT

rechtsnennung begann. Dabei sei ihre Leistung nicht zu unterschätzen, seien sie doch Co-Autoren literarischer Werke. Über ihre Texte würde gesprochen, sie als Übersetzer jedoch häufig nicht genannt – auch heute noch. Diese Arbeit mehr ins Bewusstsein zu rücken, das sei der Sinn der baden-württembergischen Übersetzertage.

Dann leitete Frauenschuh zu den Hauptpersonen des Eröffnungsereignisses über: Zum einen war das die gebürtige Berlinerin Patricia Klobusiczky, die aus dem Französischen und Englischen übersetzt, seit 2006 als freiberufliche Übersetzerin. Zu den Autoren, deren Werke sie in die deutsche Sprache übertragen hat, zählen unter anderem William Boyd, Marie Darrieussecq und Petina Gappah. 2017 bis 2021 war sie Vorsitzende des Verbands deutschsprachiger Übersetzer/in-

nen. Die Sozialwissenschaftlerin und Friedenspädagogin Milena Bös aus Offenburg hat die Themenschwerpunkte Rassismuskritik, postkoloniale Theorie, Konflikttransformation sowie Gesellschaft und Diversität. Sie beschäftigt sich auch mit „sensitive reading“. Das sei, wenn mehrere Leute aus unterschiedlichen Perspektiven noch einmal über einen Text schauten, erläuterte sie dem interessierten Publikum. So nehme Bös etwa aufgrund ihrer Hautfarbe und der Erfahrungen, die sie deswegen gemacht habe, einen Text ganz anders wahr als ihre weiße Mutter, sagte sie.

„Übersetzen und Freiheit hat viel miteinander zu tun“, betonte Klobusiczky. Wenn man wissen wolle, wie frei ein Land sei, solle man darauf schauen, wie frei die Übersetzer seien. In der „zur Demokratie verkommenen Demokratie

Ungarn“ könne man derzeit miterleben, wie Räume kleiner werden. In Deutschland hingegen sei es noch ganz gut um die Freiheit bestellt: Die Verlage im deutschsprachigen Raum, insbesondere in Deutschland, übersetzten fröhlich aus allen Genre und auch Schätze aus vergangenen Jahrhunderten würden aus neuer Perspektive übersetzt und neu entdeckt. Das sei auch den Lesern zu verdanken, die das mitgehen.

„Sensitive reading“ stehe in der Kritik, die Freiheit der Medienschaffenden und Künstler einzuschränken, erklärte Bös und wollte wissen, ob Klobusiczky das auch so sehe. Diese verneinte: Auch wenn das Werk eines Übersetzers stets für sich stehe: An sich sei Übersetzen etwas Dialogisches, man stehe im Austausch mit anderen und suche auch über Literaturfestivals oder Workshops aktiv

deren Meinung und Kontakt. Das Dialogische bedeute für sie Freiheit, der Austausch eine Bereicherung. Inzwischen sehe sie vieles „differenzierter – aber ohne Schere im Kopf“, betonte Klobusiczky.

Bös und Klobusiczky stellten immer wieder heraus, dass Übersetzen weit mehr als nur das Übertragen von Wörtern sei. In der Sprache schwingen immer die Geschichte mit. So sei es etwa schwierig, das Französisch oder Englisch von Ländern, deren eigene Kultur und Sprache bei der Kolonialisierung überschrieben worden sei, ins Deutsche zu übersetzen. „Sie machten sich die Sprache, die ihren Vorfahren aufgezwungen wurde, zu Eigen. Sie sprechen ein ganz anderes Englisch, ein ganz anderes Französisch“, schilderte Klobusiczky. Für diese Art zu sprechen, gebe es jedoch im Deutschen keine Entsprechung. Um das mit dem richtigen Klang zu übersetzen, müsste man sich etwas einfallen lassen. Auch haben einzelne Wörter einen anderen Klang in einer anderen Sprache als in der eigenen, pflichtete Bös ihr bei. So verwende sie in ihren Forschungsarbeiten etwa ausschließlich das englische „Race“ und nicht das im Deutschen stark konnotierte „Rasse“.

Auch die Übersetzung des Romans „Adikou“ von Autorin Raphaëlle Red sei für Klobusiczky nicht einfach gewesen. Red erkundet in ihrem Roman den französischen Rassismus in all seinen Facetten. Wie schwierig es war, Reds Gedanken und Sprache ins Deutsche zu übertragen, machte Klobusiczky am Wort „Métisse“ deutlich, das der Protagonistin zugeschrieben wird. „Es ist ein Wort mit 50 verschiedenen Bedeutungen. Ich hatte dafür 15 bis 20 verschiedene Übersetzungen, je nach Kontext“, erklärt sie. So übersetzte sie es etwa in einem neutralen Kontext mit „halb und halb“ in einem anderen Kontext, wo der Protagonistin blanker Rassismus entgegenschlug, mit „mullattisch“. „An dieser Stelle sollte es wehtun, verletzen“, erklärte sie und las die entsprechende Passage vor. Bös bestätigte ihr, dass das gelungen sei.

Lyrik-Übersetzerin spricht über ihre Arbeit

Die Übersetzertage waren in Offenburg zu Gast. In deren Rahmen fand auch ein Gespräch zwischen der Lyrik-Übersetzerin Odile Kennel und Stadtbibliotheksleiterin Malena Kimmig statt.

■ Von Juliana Eiland-Jung

OFFENBURG Den von 2006 bis 2018 alle zwei Jahre in Offenburg verliehenen Europäischen Übersetzerpreis gibt's nicht mehr. Aber die – seit 1998 ebenfalls alle zwei Jahre stattfindenden – baden-württembergischen Übersetzertage sind derzeit für fünf Tage in Offenburg zu Gast. Am Samstagabend lockte ein Gespräch zwischen der Lyrik-Übersetzerin Odile Kennel und der Leiterin der Stadtbibliothek, Malena Kimmig, nur ein knappes Dutzend Menschen in die Stadtbibliothek. Lyrik ist eine Nische, Lyrik-Übersetzen noch mehr, und laue Sommer-Samstagabende verbringt man eher nicht mit Lesungen. Der kreative, aber sehr komplizierte Titel der Veranstaltung „Sie übersetzen Lyrik...! (ehrfurchtsvolle Pause) ... aber ... (zweifelhafter Ausdruck) geht das überhaupt?“ mag ein Übriges getan haben, um potenzielle Zuhörerinnen und Zuhörer abzuschrecken.

Auch Gedichte gab es an dem Abend zu hören

Dabei wäre es ganz einfach gewesen, Schwellenängste gegenüber dem Orchideenfach literarisches Übersetzen abzubauen. Zum Beispiel durch den Verweis auf Odile Kennels biografischen Hintergrund. Die in Berlin lebende Übersetzerin und Autorin ist 1967 in Sasbachried



Malena Kimmig (links), Leiterin Stadtbibliothek Offenburg, mit der Autorin und Übersetzerin Odile Kennel

geboren und in der Region Baden-Baden/Achern aufgewachsen. Der alemannische Dialekt kommt ihr genauso flüssig über die Lippen wie ihre Muttersprache Französisch und die Vatersprache Deutsch. In einer Übersetzung von Gedichten des Brasilianers Douglas Diegues aus dem „Wilden Portunjoll“, einer Mischung aus Spanisch und Portugiesisch, darf die Kindheitssprache sogar mitmischen. Mehr noch als der Lokalbezug hätte womöglich eine Einordnung aus dem Publikum für Aufmerksamkeit gesorgt: „Punk“ sei Kennels Übersetzerstil, stellte eine Besucherin anerkennend fest, und Kennel verwies darauf, dass sie tatsächlich schon häufiger Punk-Texte übersetzt habe und überhaupt vor allem zeitgenössische Autorinnen und Autoren übertrage.

Unterhaltsam und sprachlich wie inhaltlich spritzig war die Auswahl, die Kennel für diesen Abend getroffen hatte. Dabei erwies sie sich nicht nur als hervorragende Rezitatorin, sondern erzählte auch leicht verständlich und nachvollziehbar über ihre Art zu übersetzen. Im lockeren Austausch mit Malena Kimmig und dem klug nachfragenden Publikum erläuterte sie, wie es sein könne, dass sie aus Sprachen übersetze, die sie nicht fließend spricht, wie sie mit dem Anspruch an Genauigkeit und Einfühlung umgehe, und wie mit Klang und Rhythmus, mit Ansprüchen an Schriftbild und Verständlichkeit.

Dass es eine Eins-zu-Eins-Übersetzung nicht geben kann, sondern stets nur eine Annäherung, führte zu fast schon sprachphilosophischen Betrachtungen darüber,

was wer von wem überhaupt verstehen kann. Auch um die Besonderheiten des Literaturbetriebs, die Auftragslage für Lyrik-Übersetzungen, die Kontakte zu den Autoren ging es im Gespräch, das in ungewöhnlich offener Atmosphäre zu tieferen Einsichten führte, ohne ins Akademische abzurutschen.

Und dann gab es natürlich noch Gedichte zu hören. Über einen Uterus (Angélica Freitas), über Champagner (Jacques Darras) und über „Irgendetwas dazwischen“, aus dem 2023 erschienenen gleichnamigen Lyrikband von Odile Kennel, in dem sie unter anderem über das Übersetzen schreibt. Es war ein inspirierender, anregender Abend mit einer hellwachen, begeisterungsfähigen und begeisternden Autorin und Übersetzerin.

Vertragen sich Lyrik und Künstliche Intelligenz?

Inwiefern kann KI Übersetzer lyrischer Texte unterstützen? Oder sie sogar ganz ersetzen? Darum ging es in einem Workshop bei den Übersetzertagen in Offenburg.

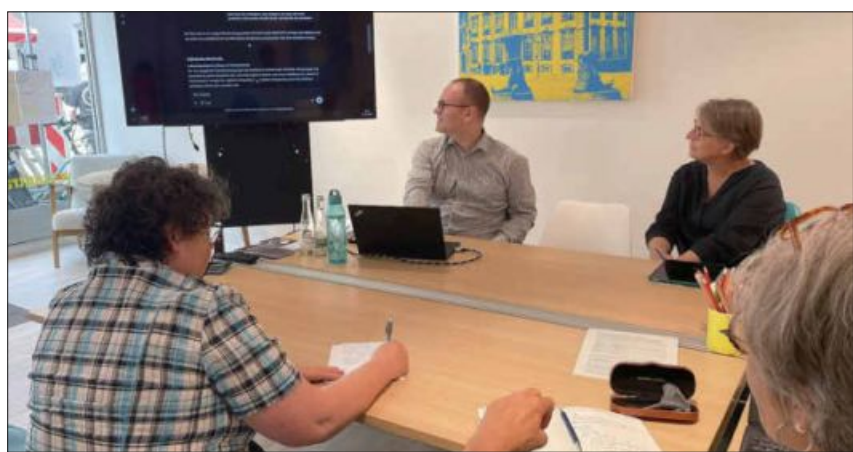
■ Von Louisa Krieg

OFFENBURG Künstliche Intelligenz – kurz KI – ist aus vielen Bereichen unseres Alltags nicht mehr wegzudenken. Auch in vielen Berufen nimmt sie eine Rolle ein. So war die Technologie auch bei den baden-württembergischen Übersetzertagen in Offenburg Thema. André Hansen ist Literaturübersetzer, gleichzeitig befasst er sich im Rahmen des Projekts Kollektive Intelligenz mit den Auswirkungen, die KI auf literarische Übersetzungen hat. In einem Vortrag präsentierte er die Ergebnisse der Untersuchungen, in einem Workshop konnten Interessierte selbst herausfinden, was mit KI möglich ist – und was nicht.

Spoiler: Schon zu Beginn der Aktion im Stadtraum, zu dem sechs Teilnehmerinnen kamen, wurde deutlich, dass KI längst noch nicht alles kann. So berichteten Teilnehmerinnen davon, dass immer wieder Texte bei ihnen ankämen, die maschinell

Denn trotz aller Schwierigkeiten sei die Technologie in der Branche längst angekommen. Insbesondere wissenschaftliche Texte und Fachbücher würden schon mit ihrer Hilfe übersetzt. Verlage argumentierten damit, dass dadurch keine Jobs verloren gingen, da es sich nur um Texte handle, die sonst nicht in mehreren Sprachen erscheinen würden, erklärte Hansen. Dennoch kenne er viele Berufswechsler und Kollegen, die darüber klagen, dass Aufträge wegbleiben. „Wie das weitergeht, wissen wir nicht“, sagte er. Denn jüngst seien auch erste Sachbücher mittels KI übersetzt worden.

Übersetzern bleibe aus seiner Sicht nichts anderes übrig als Zweifel auszuräumen und Verlagen zu zeigen, dass sie die Technologie verantwortungsbewusst nutzen. Davon profitiere am Ende jeder, denn es gibt Vorteile: „Es kann Assistenzsystem und Warnsystem sein“, erklärte Hansen. So könne man KI etwa einsetzen, um einen selbst übersetzten Text noch zu verbessern und weitere Vorschläge zu sammeln. Wichtig sei dabei, der KI geeignete Anweisungen zu geben. „Lakonischer Tonfall“, „vermeide“, „übersetze wie“ seien da etwa hilfreich. Je präziser, desto besser sei das Ergebnis. Hansen appellierte dabei an die Teilnehmerinnen, auch mal zu experimentieren.



André Hansen zeigte bei einem Workshop in Offenburg, wie KI beim Übersetzen helfen kann.

FOTO: LOUISA KRIEG

vorübersetzt wurden, aber nicht sonderlich gut seien. Auch mit Zitaten habe die Technik ihre Schwierigkeiten. Oftmals finde KI Passagen dazu, oder Quellen seien nur mühsam nachprüfbar. Auch André Hansen betonte: „Technik kann manchmal ein Hindernis sein.“ Bei vielen Aufgaben, die das Übersetzen mit sich bringe, stoße KI an ihre Grenzen. Trotzdem ist er davon überzeugt, dass man die neuen Möglichkeiten nicht komplett ablehnen sollte.

Er warnte jedoch eindringlich davor, KI als Erstes an einen Text dran zu lassen. Dann seien es die Übersetzer, die alles noch mal hinterfragen müssten. Ein sogenannter Priming-Effekt setze ein, man sehe den Text gleich mit ganz anderen Augen. „Wir wollen unsere Expertise behalten“, betonte er. Wie unterschiedlich die Ergebnisse sein können, wurde auch anhand einer Beispielübersetzung deutlich – die Kreativität der Teilnehmerinnen regte die Übung jedenfalls an.

Über Wien nach Moskau



Tietze übersetzte namhafte Autoren wie Tolstoi, Dostojewski und Puschkin.

Foto: Christoph Breithaupt

Offenburg. Rosemarie Tietze fesselte ihr Publikum, als sie über den Wechsel ihrer Autorin Ljudmila Petruschewskaja zu Übersetzern der ehemaligen DDR nach der Wende sprach. Als sie im Anschluss noch ihr Übersetzungsmanuskript für ein Werk der russischen Autorin herausholte, brach in der Stadtbibliothek begeistertes und ehrfürchtiges Gemurmel aus. „Das ist das, was wirklich Spaß macht. Das ist das, was sich lohnt“, sagt Tietze. Die Literaturübersetzerin, Dolmetscherin und Dozentin übernahm am Mittwochabend den Schlussakt der 14. Baden-Württembergischen Übersetzertage.

Schon von klein auf habe Tietze sich gedacht: „Ich lerne Russisch.“ Doch woher die Neigung kam, fand sie erst in ihrem Berufsleben heraus. Tietze selbst ist ein halbes

Jahr vor Kriegsende geboren. Drei bis vier Monate vor der deutschen Kapitulation kam die letzte Nachricht ihres Vaters, der dann als vermisst galt. „Der ist in Russland geblieben“, war ein zentraler Satz ihrer Kindheit, erinnert sich Tietze. Diese Phrase habe sich so in ihr festgesetzt, dass sie auf Spurensuche gehen musste.

Die 80-Jährige studierte Theaterwissenschaften, Germanistik und später Slavistik. Während ihrer Aufenthalte in Wien in den 60er Jahren fing sie an Russisch zu lernen. Von dort kam sie mehrfach nach Moskau. Während ihrer Aufenthalte begeisterte sich die Übersetzerin für das spannende, aber auch fremde Leben in der russischen Sowjetrepublik und die russische Literatur. Nach ihrer Rückkehr wollte sie die russische Kultur und Literatur auch in Westdeutschland vermitteln. So kam Tietze zum Übersetzen.

In den 70er-Jahren übersetzte sie dann vorerst Theaterstücke. Schnell fiel ihr damals jedoch auf, dass sie zusätzlich einen Brotberuf brauchte, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Bis heute habe sich das nicht verändert. Die Übersetzerin fing daraufhin mit dem Dolmetschen an und finanzierte so auch ihre ersten Übersetzungen. Zudem unterrichtete sie ab 1984 für 25 Jahre Übersetzung am Münchener Sprachen- und Dolmetscherinstitut. Das Honorar für eine Literaturübersetzung deckte oft nämlich nur ein Drittel der Arbeitszeit.

1981 erschienen dann Tietzes erste Prosawerke von Wassili Aksjonov und Dostojewski. Über Aksjonov lernte sie gegen Ende der 70er-Jahre später den Schriftsteller Andrej Bitow kennen, den sie mit zehn Büchern am häufigsten übersetzen würde.

Kunst des Übersetzens

Auch über die Kunst des Übersetzens sprach Tietze. „Das übersetzte Buch wird oft als Spiegel vom Original angesehen, aber dem ist nicht so“, sagt die Übersetzerin. „Die Übersetzung ist eigentlich eine Interpretation des Originals.“ Sie erklärte, dass sich Übersetzer im Verlauf ihrer Karriere besonders mit der Zielsprache auseinandersetzen müssten – in ihrem Fall Deutsch. Dort sei es nötig, ständig mehr zu lernen und seine Sprachkenntnisse kontinuierlich auszuweiten. Umgekehrt habe das im Russischen besonders nach der Wende und dem Ukrainekrieg gegolten.

Tietze kämpft zudem seit Langem für die gesellschaftliche sowie finanzielle Anerkennung für die Arbeit von Übersetzern. „Meine Motivation war die Wut darüber, dass das wichtige und geschätzte Literaturübersetzen sozial niedergehalten wird“, sagt Tietze. Auf ihre Initiative als Präsidentin des Freundeskreises zur Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen entstand 1997 der Deutsche Übersetzerfonds. Als sie sich 2009 von dem Fonds verabschiedete, standen ihm schon 500.000 Euro zur Verfügung. Motiviert durch ihre eigenen Erfahrungen, schaffte sie es somit auch für die Zukunft eine dauerhafte Förderstruktur für Übersetzer zu schaffen.